

# Der Enztäler.

Anzeiger für das Enztal und Umgebung.  
Amtsblatt für den Oberamtsbezirk Neuenbürg.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Druck und Verlag des C. Neufel'schen Buchdruckerei (Inhaber D. Strom) für die Schriftleitung verantwortlich D. Strom in Neuenbürg.

Nr. 159.

Neuenbürg, Samstag den 12. Juli 1919.

77. Jahrgang.

(Zweites Blatt.)

## Vermischtes.

### Zur Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen.

Die Entente fordert u. a. auch Auslieferung von Kommandanten deutscher Kriegsgefangenenlager, wegen angeblich ungesetzlicher Behandlung ihrer Angehörigen in deutschen Gefangenenlagern. Wie gerade die Entente allen Anlaß hat, vor ihrer eigenen Tür zu kehren, zeigt folgender aus dem Brief eines schicksalichen Kriegsgefangenen, der an Kreuzer Penfurt in die Hände von dessen Angehörigen gelangt. Der Unglückliche schreibt:

23. 8. 1918.

### Siehe Eltern und Geschwister!

Schrieb Euch zuletzt 23. 2. 9. 3. Karten, 16. 3. Brief. Das Euch nicht. Wie sind also an der Front in einem Stollen.

nicht weit von ... seit 7. März. Gut geht nicht, in solchem Stollen. Wir hoffen auf Erldung mit allen Mitteln unseres Vermögens. Was Ihr irgend tun könnt, tut. Der Hunger hört gar nicht mehr auf. 100 Gramm Bohnen oder 20 Gramm Reis, 20 Gramm Fett. Oder eine Tasse dünne Kartoffelsuppe. Früh miserablen Kaffee. Und 400 Gramm Brot werden durch Feld-Weizenbrot ersetzt. 40 Gramm, die noch niemals voll sind. In unserer Not haben wir Brennessel, unerlaubt, halboberstohlen, und kochen sie ohne Fett nur mit ein wenig Salz. Andere holen sich aus den Franzosenkäse die Kartoffelschalen und kochen sie, um an den Hunger zu stillen. Eine Art wilden Rettich fressen wir auf den Feldern. Der wird gierig gefressen. Es ist wirklich. Heute endlich nach 16 Tagen zahlt man ein wenig Geld aus. Auch etwas Kanine hat man gebracht. Die Tiere werden sicher unerschwinglich hoch sein. Aber was können wir tun, die wir kein Geld haben. Belandung ist hier geliefert worden. Wir brennen in der Not, sonst sähe wir im Stollen, Fernsprechdraht. Der stinkt furchtbar. 400 Menschen sind hier zusammengedrängt und es kein Stücken Seife, Wäsche zu waschen oder gar sich zu waschen. Keine Waschlösung! Die ganze vorige Woche war es zweimal möglich, mir Gesicht und Hände zu waschen. Den ganzen Tag ist man draußen selbst die Wäsche. Und obwohl beim Putzen, kein Wasser, kaum hat die Küche genug hat. Von Lieferung von Stiefeln müde zu nicht zu reden. Es ist unerträglich, was sich Menschen hier wieder einmal mit Menschen leisten. Denn damit ist es genug. Trotz allen Hungers und der damit verbundenen körperlichen Schwäche wird dauernd bei der Arbeit angetrieben. Dauernd das „Alles, alles“ (voran, voran!) Das

ist furchtbar. Und das schlimmste, was dem Fuß den Boden ausschlägt: Wir werden gemishandelt, mit Füßen gestochen, mit Gewehrkolben bearbeitet, geohrfeigt und das alles wegen größter Bagatelien, um die ein vernünftiger Mensch wahrlich sich sonst nicht kümmert, und um dem ganzen die Krone aufzusetzen, drängt man andauernd mit Geschloßen. Geschossen wird, wer nicht streng zu 4 geht, wer mehr als 5 Meter von der Arbeitsstelle wegstreift, wer nicht „gentelmen“ arbeitet usw. Ich will den Lebensbrief schließen. 3 Jahre bin ich in Gefangenschaft. So etwas Unerhörtes ist mir noch nicht vorgekommen. Noch gesund, bittet um Hilfe mit Groß Euer Sohn.

Preiswucher in Loth. Da die Preise für Loth durch gewissenlose Revolutionsgewinnler ins wucherische übergegangen sind und dem tatsächlichen Wert keineswegs mehr entsprechen, stellt eine Regelung dieser ungesunden Verhältnisse durch die Regierung unmittelbar bevor. Gegen jeden Fall einer wucherischen Ueberforderung, sei es durch Produzenten oder Händler, wird mit aller Strenge vorgegangen. Vielfach wird schwarzer wertloser Dreck als Loth um furchtbar teures Geld verkauft und das in einer Notlage befindliche Publikum betrogen. Als äußerste Grenze kommen 5 Mk. pro Zentner in Betracht.

Wie es einem gehen kann, erzählt im „Deutschen Pflanzblatt“ Pflanz Martin Albricht: Ich bin ein friedlicher Staatsbürger und Leiter einer größerer Anstalt, doch mit mäßigem Einkommen, jedoch Genüsse wie Speck, Schinken und Wurst zu den Seltenheiten meines Daseins gehören. Daher war es ein Ereignis, als ich eines Tages ein großes Stück Wurst zugestellt erhielt. Dieses besah meine Frau, mir am folgenden Sonntag ein verlockendes Wurstbrot hinzusetzen. Um diese Zeit erschien mein Kontorbote mit den Poststücken. Während ich sie durchsah, befiel er seine Augen heißungig auf das Wurstbrot, so daß ich von einem menschlichen Nerven erfaßt, es ihm hinsetzte und dabei sagte: „Du nimm, Junge, und laß dir's schmecken!“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Nach wenigen Minuten war es hinter dem Segele seiner Zähne verschwunden. Aber wie dankte er es mir? Ueberall erzählte er: „Unser Pastor hat's gut, pikante Wurst, wie ein Handwerker so groß, zum Frühstück.“ Der nächste, der es hörte, setzte verbessert hinzu: „Alle Tage.“ Bald hieß es die Straße hinauf und hinunter: „Pastors essen jeden Morgen diebelegtes Wurstbrot.“ Da die Wurstschneiben von Würsten herkommen, so wurde eine große Menge von Würsten zusammengedrängt, die ich gebastert, untergeschlagen oder gestohlen haben sollte. So bald ich mich auf der Straße blicken ließ, hieß es hinter mir bald heimlich, bald laut: „Wurstfresser, Wurstfresser!“ Leute, die mir bisher gewogen gewesen waren, betrachteten mich mit

feindseligen Blicken, als wollten sie sagen: „Auch du, o Brutus!“ Die Würste vereinten sich schließlich zu einem Schwein, das ich geschlachtet haben sollte. Als in der nächsten Woche im Gasthaus nebenan eine politische Versammlung stattfand, schilderte eine feurige Rednerin dieses Schwein, vier Zentner schwer, so anschaulich, daß ich nichts Spitzbubenbesuch bekam, der die Deute abholen wollte. Als ich aber nichts fand außer einigen armeneligen Ersatzmitteln, schlüßten die Wurstchen alles kurz und klein. Am andern Morgen fand ich die Besetzung: ein herausgerissenes Fenstergitter, 4 zerbrochene Scheiben und einen Haufen Scherben: Kostenpunkt 250 Mark. Ich sah daher den Vorfall, niemand mehr mein Wurstbrot anzubieten.

Hindenburgs letzter Abend im Großen Hauptquartier. Ueber Hindenburgs letzten Abend im Großen Hauptquartier wird der „Köln. Volksztg.“ geschrieben: Ein denkwürdiger Tag für Kolberg: seit 112 Jahren feierte die ehemals trutzige Feste zum ersten Male nicht mit Sing und Song ihren Befreiungstag, den historischen 2. Juli, an welchem einst der Feind heimziehen mußte, ohne den Kolberger Mannesmut und Bürgeretrotz gebrochen zu haben, am 2. Juli nahm Hindenburg Abschied von seinen Getreuen, von der Stadt, die ihn gastlich und gern beherbergte.

Nach Sturm und Regen endlich goldiger Sonnenschein, allmählich ebbt die See ab — symbolisch für den greisen Helden, der so lange ausharrte an der Stelle, wo ihn nur Gewissenszwang, Liebe zum deutschen Vaterlande festhalten konnte. — Lese, lese haben sich die Abendblätter über das weite Meer gesetzt. Zu Tausenden und Abertausenden harret die Menschenmenge auf der Strandschloßplatte seiner, der Kolberg für immer verlassen wird.

Aus der Ferne schallen dumpfe Paukenschläge, in die Menge kommt Leben! Mit klingendem Spiel rückt die Hindenburgtruppe an, die ihrem Generalfeldmarschall den letzten Zapfenstreich bringt! Langsam tritt Hindenburg auf die Kampfe und neigt sich vor der zu ungezählten Tausenden angewachsenen Masse. Hoffend auf bessere Zeit steigt zur Musik aus voller Brust: Deutschland, Deutschland über alles. . . . Diese Stille lagert über ihnen, die dem Scheitenden den letzten Gruß brachten. Jemand aus der Menge rief: „Der Generalfeldmarschall, Hurra!“ Und dieser vielstimmige Schreiegruß war wohl der letzte für den Soldaten Hindenburg. Noch einmal verneigte er sich, wortlos trat er langsam zurück. . . .

## Neue Bestellungen

auf den täglich erscheinenden „Enztäler“ werden fortwährend von allen Postanstalten, Postboten, von unserer Geschäftsstelle und den Austrägerinnen entgegengenommen.

## Der Tag der Abrechnung.

Roman von E. v. Ippstedt.

(Kontinuation des Vorigen.)

Soeben dröhnte wieder aus der Ferne dumpf ein Schuß herüber. Jetzt begannen die Augen des Weibchens zu glänzen. „Da findet ein erbitterter Kampf statt. Sie entschuldigen Baron, ich muß auf der Stelle hin, vielleicht gelingt es mir, den Haken zu stellen, der in der Schlinge mir die besten Bäder wegschleift.“

Hochfeld reichte er Hochfeld die Hand und eilte mit langen Schritten, seinen Hund zur Ruhe verweisend, davon.

Baron Hochfeld sah der hohen, dreifüßigen Gestalt lange nach. Dann atmete er tief. Er war diesem Zwischenfall dankbar; hatte er ihn doch von dem lästigen Frager und Vorher besetzt.

Langsam schritt er in der Richtung des Schlosses zurück.

Er war schon an der Waldschenke vorüber, da kam ihm Volmer entgegen. Hochfeld hatte auf den Näherkommenden nicht geachtet. Erst als er dicht an ihm vorüberging, sah er auf.

In demselben Moment gab es einen Ruck durch seinen Körper. Er sah Magnus so entsetzt an, als erblicke er ein Gespenst.

Was war das? So hatte vor dreißig Jahren sein Bruder ausgesehen. Er hätte glauben können, den Beschuldigten wieder vor sich zu haben. So ungebührlich lange starrte er in das frische, junge Gesicht, daß Volmer unwillkürlich aufmerksam wurde und höflich grüßte.

Endlich — Hochfeld dänkte es eine Ewigkeit — war die Begegnung über. Er ging weiter, doch die Füße trugen ihn kaum, sie waren ihm so schwer, als hingen siegewichte daran. Sich mühsam vorwärtschleppend, erreichte er das Schloß. Endlich war er in seinem Zimmer — allein. Welch eine Wohlthat!

aber in den hohen, tiefen Räumen herrschte wohlthuende Kühle. In den lederbezogenen Klüffeln versank man, war abgeschloßen von allem, was draußen geschah.

Goldgrüne Dämmerung webte vor den hohen Bögenfenstern, kaum ein Lusthauch bewegte die Blätter des Kuchbaums; so still war es, daß der Baron es kaum zu ertragen vermochte. Sein Herz begann zu klopfen, wild und unregelmäßig.

Ein Geräusch, woher es auch kam, wäre Wohlthat für seine überreizten Nerven gewesen.

Wer war der Fremde, welcher ihm vorhin begegnet? Was ging um ihn herum? Hatte auch Hübner den hohen Menschen mit dem charakteristischen Gesicht der Hochbergs gesehen? War er durch ihn so lebhaft an Wolfgang erinnert worden? Alles Fragen, die er an seinen rechten, auf die er keine Antwort finden konnte.

Mechanisch erhob er sich aus dem modernen, bequemen Sessel, ging die paar Schritte bis zum Schreibtisch, starrte lange auf dessen Platte, ohne sich zu regen.

Früher war Hübner sein Gegner gewesen, mißtrauisch, gegen ihn eingenommen, hatte spioniert und ausgehorcht, halb und halb überzeugt, daß er einen Brudermord auf dem Gewissen habe.

Nachgerade hatten sie sich näher einander angegeschlossen. Hübner hatte ihn näher kennen und schätzen gelernt. Seit langen Jahren verkehrten sie freundlich, wenn auch nicht gerade freundschaftlich.

Dem Baron war es recht so. Seine Natur verlangte nicht nach engem Anschluß. Inmitten seiner Familie war er ein einsamer Mensch.

Größere Regensätze als ihn und seinen verschollenen Bruder konnte es kaum geben. Jener war fröhlich und geneigt, durch und durch ebenbürtig gewesen, Botho hatte immer Gefallen am Bestreben gefunden. Schon als Knabe war er bemüht, sein Tun und Treiben vor den Erwachsenen zu verbergen; die Umgebung war über seinen Charakter, seine Liebhaberrien stets im unklaren gewesen.

Nur seine Mutter hatte wohl den Unterschied zwischen dem geraden, edlen Sinn des älteren und dem ver-

schlagenen, unberechenbaren des jüngeren Sohnes erkannt.

Aber sie liebte ihren Jüngsten trotz aller seiner Fehler mehr als den Majoratsherrn, der, klug und verlässlich, alle Eigenschaften besaß, welche man von dem Repräsentanten einer vornehmen Familie erwartete.

Und dennoch war die Mutter streng, fast ungerührt gegen den Erben gewesen, hatte den Jüngsten, ihren bevorzugten Liebling, entschuldigt und vermischt ohne Grenzen, ohne Ende.

Der Baron erinnerte sich jetzt noch so mancher Gelegenheiten, wo er einen strengen Hinweis, eine Strafe verdient hätte und ein verheißungsvoller Blick ihm im voraus Verzeihung, oft auch Beifall spendete.

Da war die anfängliche Scheu von ihm gewichen, er hatte es auch nicht mehr für nötig gehalten, seine Fehler zu bekämpfen.

Er gedachte seiner Mutter nicht in dankbarer Liebe, sondern mit großem Vorwurf. Ihr bürdete er einen großen Teil der Schuld an dem, was er begangen, auf. Dann war die Katastrophe gekommen, die ihm an Herz und Nieren griff. Er hatte nicht die Kraft gefunden, begangenes Unrecht einzugestehen, zu sühnen, aber ein anderer war er doch seit jener furchtbaren Zeit geworden, hatte an sich gearbeitet, die heimlichen Leidenschaften unterjocht, bemüht, seiner Umgebung gerecht zu werden.

Sie unbewußt berührt er einen Knopf am Schreibtisch, ein Geheimfach sprang heraus. Nur wenige Papiere lagen darin, auch ein Kuvert mit einer brasilianischen Marke einer verflorenen Epoche. Er zog das darin befindliche Schreiben heraus und las es aufmerksam durch. Ein Teil desselben lautete:

„Was ich von Dir verlange, lieber Bruder, ist viel. Ich habe auf das Majorat Verzicht geleistet und wünsche diese Verzichtleistung rückgängig zu machen. Sei großmütig, gib mir mein durch Geburt und Tradition mir gehörendes Eigentum wieder!“

(Fortsetzung folgt)

**Kriegsgefangene:**  
Die einjährige Zeitfrist über deren Raum 20 J. außerhalb des Bezirks 25 J. bei Ankaufsterteilung durch die Besatzungsstelle 30 J. ergibt.  
Kriegsgefangene: 20 J. Bei größeren Leistungen entsprechend. Rabatt, der in Folge des Minderertrags einfließt wird.

Schluss der Anzeigen: Annahme 8 Uhr vorm. Versprecher Nr. 4. Für telef. Aufträge wird telegraf. Gewähr übernommen.





